

Orientalistische Literaturzeitung

Monatsschrift für die Wissenschaft vom vorderen Orient
und seine Beziehungen zum Kulturkreise des Mittelmeers

Herausgegeben von Professor Dr. F. E. Peiser, Königsberg i. Pr., Goltz-Allee 11

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung, Leipzig
Blumengasse 2.

19. Jahrgang Nr. 1

Manuskripte und Korrekturen nach Königsberg. — Drucksachen nach Leipzig.
Jährlich 12 Nrn. — Halbjahrspreis 6 Mk.

Januar 1916

Inhalt.		
Abhandlungen und Notizen Sp. 1—21	Wreszinski, Walter: Eine Statue des Monthemhêt 10	+Hoffmann, Konrad: Die theophoren Personennamen des älteren Aegyptens (W. Wreszinski) . . . 28
Epstein, J. N.: Lexikalisches . . . 19	Besprechungen Sp. 21—29	Theodor, I.: Bereschit Rabba (F. Perles) 21
Schroeder, Otto: Ama . Sal = umu-uš 18	Bauer, Hans: Die Tempora im Semitischen (Arno Poebel) . . . 23	Aus gelehrten Gesellschaften . . 29
Schubert, W.: Altägyptisches Anschauungsmaterial für die Urkunden griechisch-römischer Zeit . . . 1	Baumgärtel, Friedrich: Elohim ausserhalb des Pentateuch (Otto Schroeder) 22	Zeitschriftenschau 29—31

Altägyptisches Anschauungsmaterial für die Urkunden griechisch-römischer Zeit.

Von W. Schubart.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat die Papyrusforschung, d. h. die Erforschung der griechisch-römischen Periode Aegyptens eine solche Ausdehnung und Selbständigkeit gewonnen, dass sie in Gefahr geraten ist, sich von ihrem Boden und den ihr am nächsten verwandten Wissenschaftsgebieten zu lösen. Aber wer sich mit ihr beschäftigt, darf nicht vergessen, dass sie zum Hintergrunde doch immer das Land Aegypten hat, und dass die Natur des Landes und des Volkes auch in die Zeit griechischer und römischer Herrschaft fortwirkt. Vor allem blieb die grosse Masse des Volkes in der Sitte und teilweise auch in der Sprache ägyptisch, vielleicht in einem Umfange, den unser heutiges Material nicht einmal zu beurteilen gestattet. Es ist daher für den Erforscher der griechisch-römischen Periode unerlässlich, sich mit diesen Grundlagen bekannt zu machen, zumal wenn er sich der Kulturgeschichte im engeren Sinne zuwendet, vor allem dem täglichen Leben des Volkes. Für alle diese Einzelheiten geben die Papyrus-Urkunden der Zeit ein sehr reiches Material, aber doch ein Material, das in eigentümlicher Weise einseitig bestimmt ist: Es gibt kaum eine Urkunde und kaum einen Brief, worin nicht Züge aus dem täglichen Leben, aus Ackerbau, aus Gewerbe, aus dem Treiben in Haus und Hof in irgendeiner Verbindung vorkämen, kaum irgendein Schriftstück, das nicht die Bedeutung dieser

Tätigkeiten und dieser Aeusserungen des gewöhnlichen Lebens hervortreten liesse — und doch fehlt uns gerade das, was eigentlich unsere Neugier reizt, nämlich der nähere Einblick in das Wie. Alle diese Urkunden und Briefe, diese Rechnungen, Katasterbücher, Steuerrollen, Steuerquittungen u. dergl. mehr verraten uns nicht, wie denn eigentlich der Acker bestellt wurde, wie die Handwerker arbeiteten, wie die Kaufleute ihre Geschäfte betrieben, und wie es in Haus und Garten aussah.

Einesorgfältige Durchsicht aller einzelnen, auch der kleinsten Notizen ist für einige Gebiete schon unternommen worden und hat mancherlei ergeben; trotzdem können alle diese Arbeiten den Mangel an Anschauung nicht ersetzen. Und die Funde aus der griechisch-römischen Zeit selbst sind zwar nicht ohne grosse Bedeutung, aber bisher noch längst nicht umfangreich genug, um ein Bild zu geben. Was man ihnen schon heute abgewinnen kann, lehrt das glänzende Werk von W. Weber über die ägyptisch-griechischen Terrakotten. Die lebendige Anschauung muss man sich aus anderen Quellen zu beschaffen suchen, und zwar aus der Beobachtung des gegenwärtigen Lebens in Aegypten, das viele Züge aus dem Altertum aufbewahrt, wie durch die Beschäftigung mit der altägyptischen Zeit, die uns in ihren Denkmälern ein reiches Anschauungsmaterial zur Kulturgeschichte hinterlassen hat. Am besten machen wir uns damit vertraut, wenn wir das Land selbst und seine Denkmäler in Augenschein nehmen, oder wenigstens dasjenige, was in den

grossen Museen an Originalen vereinigt ist, kennen lernen. Da aber auch dies nicht jedem zugänglich ist, werden viele es daher mit Freude begrüßen, wenn ihnen eine Fülle der Anschauung durch ein Buch zugänglich gemacht wird, auf das ich hier die besondere Aufmerksamkeit lenken möchte.

Walter Wreszinski gibt in seinem „Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte“, von dem bisher 5 Lieferungen erschienen sind, in ausserordentlich guten Abbildungen zahlreiche Darstellungen aus dem ägyptischen Privatleben, wie er sie durch eigene photographische Aufnahmen an verschiedenen Stellen, hauptsächlich aber in den thebanischen Gräbern gewonnen hat. Was diese Tafeln leisten, um in die Betrachtung der ägyptischen Kunst einzuführen, kann ich hier nicht näher darlegen, ebensowenig, wieviel sich für den inneren Wert der ägyptischen Kunst herauslesen lässt. Ich kann, ohne Vollständigkeit zu erstreben, nur mit ein paar Worten auf diejenigen Züge hinweisen, die für die griechisch-römische Periode Aegyptens von Belang zu sein und diesen oder jenen Aeusserungen der Urkunden und Briefe zu entsprechen scheinen. Wer aber an diese Tafeln herantritt, darf nicht vergessen, dass zwischen diesen Bildern und der griechisch-römischen Periode viele Jahrhunderte liegen, vieles also ohne Zweifel sich bedeutend geändert hat und nur wenig ohne weiteres übertragbar ist. Ganz abgesehen von dem Zeitunterschiede hat auch in der Periode, mit der wir es zu tun haben, der Einfluss der griechischen Kultur zu bedeutenden Wandlungen geführt, die man keinen Augenblick aus dem Auge lassen darf. Was ich also im folgenden gebe, wird im wesentlichen auf einzelne Hinweise hinauslaufen, die dem Benutzer zeigen wollen, wo er etwas für die Anschauung dessen, was die griechischen Urkunden uns schriftlich mitteilen, finden kann.

Eine ganze Reihe von Darstellungen befasst sich mit dem Ackerbau; sie zeigen uns das Pflügen, das Säen, das Ernten, kurzum alle Tätigkeiten, die mit der Landwirtschaft zusammenhängen, meist in derjenigen Gestaltung, die sie etwa in der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. gehabt haben. Da gerade die Landwirtschaft infolge der besonderen Bedingungen des ägyptischen Bodens, wie es scheint, sich von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart im wesentlichen unverändert erhalten hat, so darf man ohne grosses Bedenken das, was uns diese Tafeln bieten, auf die griechische Periode übertragen und hinter den Andeutungen der Urkunden, die von landwirtschaftlichen Dingen sprechen, sich solche

Vorgänge denken, wie wir sie auf diesen Bildern dargestellt finden. Die einzelnen Tafeln zu nennen wird überflüssig sein; nur auf ein paar ganz besonders anschauliche Beispiele möchte ich hinweisen: auf die Darstellung des Pflügens auf Tafel 51, die Darstellung der Erntearbeiten im allgemeinen auf Tafel 19. In Aegypten hat zu allen Zeiten die Vermessung der Felder eine besondere Rolle gespielt, da die jährlich wiederkehrende Ueberschwemmung die Grenzen der Aecker verwischte und eine neue Bestimmung notwendig machte. Gerade aus den griechischen Urkunden sind uns diese Vorgänge bis ins einzelne bekannt; was sie mit dem Worte „Geometria“ bezeichnen, die Feldmessung im engeren Sinne, ist jedem, der sich mit diesen Dokumenten beschäftigt, vertraut genug. Um so lieber sehen wir auf einem dieser Bilder, Tafel 11, einen solchen Vermessungsbeamten mit seiner ganzen Ausrüstung und mit seinen Dienern am Werke. Nicht minder häufig finden wir in den griechischen Urkunden die Getreidespeicher erwähnt, die damals von der Regierung angelegt wurden und in der wirtschaftlichen Verwaltung des Landes eine sehr grosse Rolle spielten (vgl. Preisigke, Girowesen). Ich vermute, sie werden auch damals nicht viel anders ausgesehen haben als die Getreidespeicher, die wir in einem thebanischen Grabe, Tafel 63, abgebildet finden, nur dass gewiss die grossen Anlagen der griechisch-römischen Periode ähnlich wie die Magazine des Ramesseums eine ganze Reihe solcher aus Lehmziegeln gebauten Silos umfassten.

Die Viehzucht wird gleichfalls in unserem Urkunden-Material häufig berührt, ohne dass wir eine rechte Anschauung davon gewinnen könnten. Freilich geben uns die thebanischen Gräber auch nicht mehr als eben Bilder, aber es wird doch nicht nutzlos sein, sich einmal durch Tafel 37 den Betrieb einer grossen Rinderherde, die ihrem Gebieter vorgeführt wird, anschaulich zu machen, ganz abgesehen vom Reize der Darstellung. Ob es dieselben Rassen waren, muss unentschieden bleiben, denn für die griechisch-römische Periode darf man diesen thebanischen Grabbildern ebenso wenig etwas entnehmen wie der Gegenwart, wo das gewöhnliche Rind schon auf den ersten Blick sich deutlich von dem stattlichen ägyptischen Büffel unterscheidet. Der Fischfang hat nach Ausweis der griechischen Urkunden einen grossen Teil der Bevölkerung beschäftigt und einen sehr beträchtlichen Steuerertrag abgeworfen, ebenso wie noch heute die Fische als Nahrungsmittel stark ins Gewicht fallen. Eine ganze Anzahl von Tafeln führt uns den Fischfang vor; besonders lehrreich ist Tafel



Abb. 1a.



Abb. 1b.



Abb. 1c.

Zu W. Wreszinski: Statue des Monthemhêt.

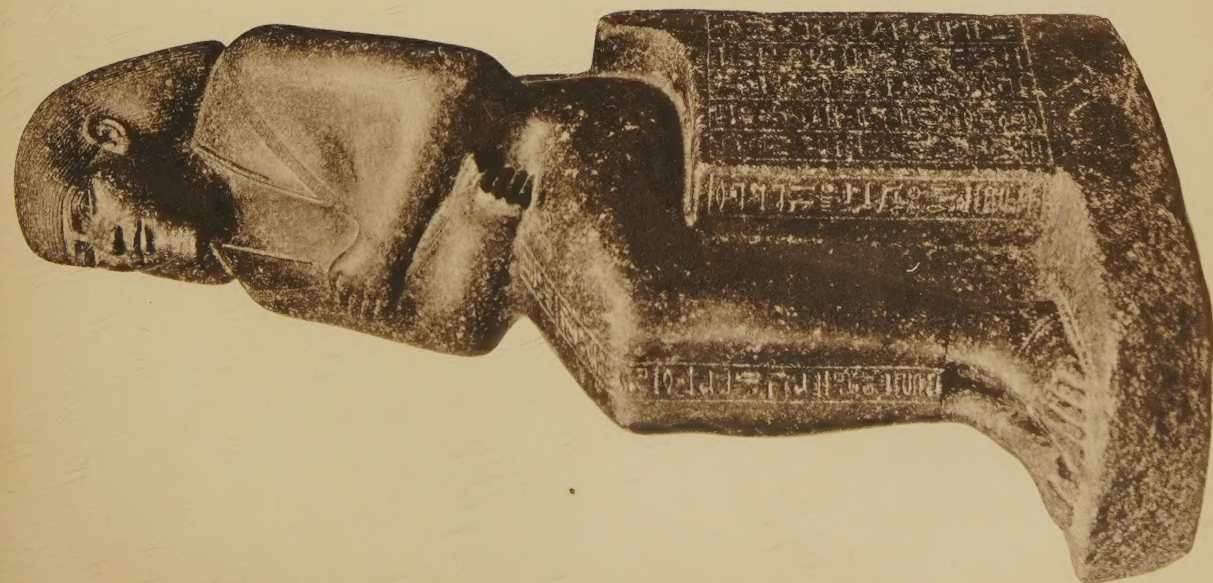


Abb. 1 d.

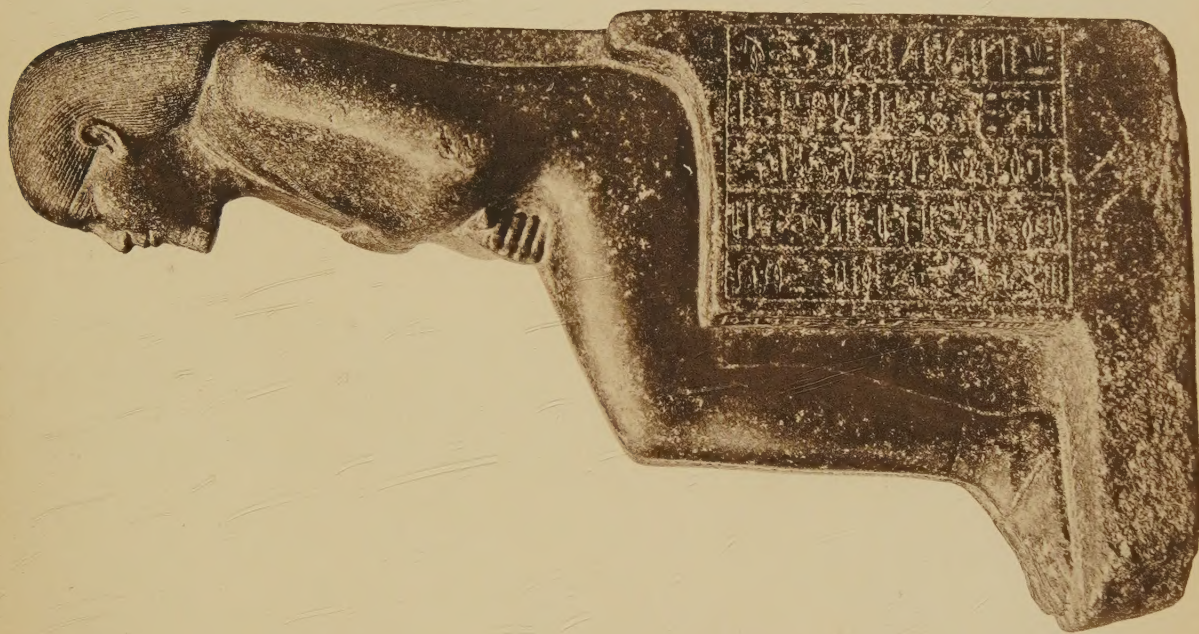


Abb. 1 e.

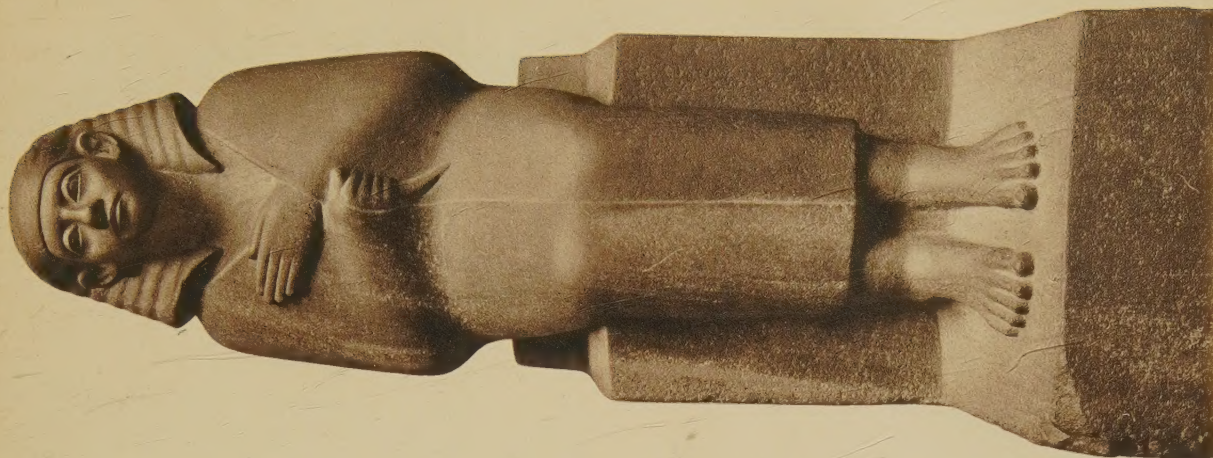


Abb. 2.

Zu W. Wreszinski: Statue des Monthemhêt.

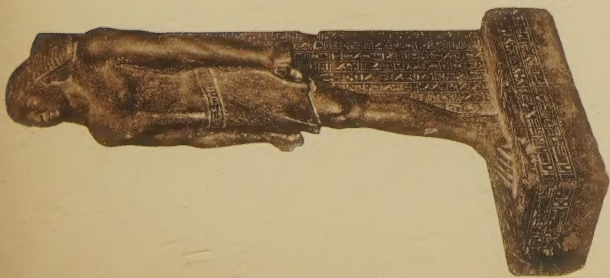


Abb. 3.

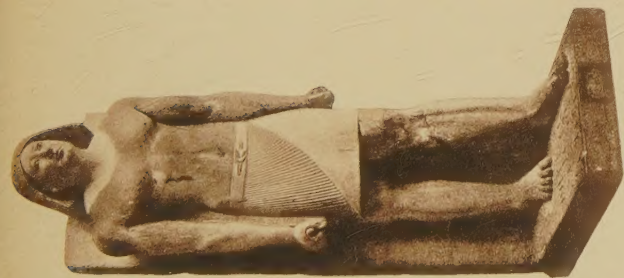


Abb. 4.



Abb. 5.



Abb. 6.

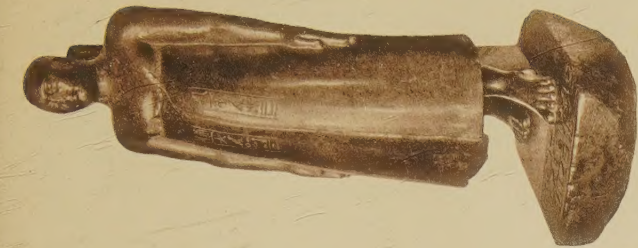


Abb. 8.



Abb. 7.



Abb. 9.



Abb. 10.



Abb. 11.

84, wo wir die Fischpöcker, die Taricheuten, an der Arbeit sehen, und zugleich an ihre Kollegen gleichen Namens denken, die mit den menschlichen Mumien zu tun haben. In unseren Urkunden findet man ziemlich häufig unter den Lebensmitteln Vögel ohne nähere Bezeichnung genannt. Sehen wir nun auf mehreren Tafeln die Netze zum Wachtelfang ausgespannt, so liegt es nahe, anzunehmen, dass auch in der griechischen Zeit gerade dieser Vogel für die Volksernährung eine beträchtliche Rolle gespielt habe. Von den Tauben, die in der griechischen Zeit so häufig genannt werden, habe ich bisher in den Bildern der thebanischen Gräber keine Spur entdecken können. Hinweisen möchte ich noch auf Tafel 27, ein vorzügliches und zugleich erheiterndes Bild der Geflügelmast.

Blicken wir auf Handwerk und Gewerbe, so haben schon im alten Aegypten Goldgiesser und Silberschmied eine beträchtliche Rolle gespielt, und mehrere Abbildungen, besonders Tafel 46, 59 und 82, führen uns ihre besonderen Tätigkeiten vor Augen, nämlich das Giessen des Goldes und das Hämmern des Silbers, Unterschiede, die man später auch in den griechischen Ausdrücken für den Goldschmied *χρυσόχοος* und den Silberschmied *ἀργυροκόπος* noch deutlich ausgeprägt findet. Näheres Eingehen darauf kann ich mir ersparen, da alles, was die griechischen Urkunden dafür ergeben, in der vortrefflichen Arbeit von Reil, Beiträge zur Kenntnis des Gewerbes im hellenistischen Aegypten, Lpzg 1913 zusammengestellt worden ist. Nur mit einem Worte möchte ich die Lederarbeiten auf Tafel 79 erwähnen und ebenso auf Tafel 69 die Darstellung des Wagenbanes. Wenn damals, etwa in der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. der Wagen hauptsächlich als Kriegswagen in Aegypten ein sehr beliebtes Beförderungsmittel war, so erwähnen ihn die griechischen Urkunden weit seltener, am häufigsten noch in dem sogenannten Briefwechsel des Heroninos aus der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. (Papiri Fiorentini II). Vermutlich hat in der griechisch-römischen Periode vieles, was früher der Wagen zu leisten hatte, das erst verhältnismässig spät in Aegypten eingedrungene Kamel übernommen, und der alte Kriegswagen war längst verschollen. Halb zur Landwirtschaft, halb zum Gewerbe gehört eine ausserordentlich lebensvolle Darstellung der Papyrus-ernte auf Tafel 30, für uns umso wertvoller, als erst in der griechisch-römischen Periode die Papyruskultur zum Zwecke der Papierherstellung in höchster Ausdehnung betrieben worden ist. Das Bild auf jener Tafel ist fast eine Illustration zu der bekannten Urkunde, die von der Verpachtung einer solchen Pa-

pyruskultur handelt. (Berl. Griech. Urk. IV 1121 vgl. auch Tebtunis-Papyri II 308). Die Sümpfe, in denen der Papyrus wuchs, steigen auch in einer Reihe von Bildern der Vogel-jagd und des Fischfanges anschaulich vor uns auf. Weniger um der griechischen Urkunden willen als im Hinblick auf die hübsche Darstellung verweise ich noch auf Tafel 44, wo wir den Barbier in eifriger Tätigkeit an seinem Patienten sehen, gewiss ein Kulturbild, das an keine Zeitgrenze gebunden ist. Dagegen ist auf Tafel 86 rechts die Darstellung des Bierbrauens wieder lehrreich genug für die zahlreichen Fälle, in denen wir in griechischen Urkunden diesem ägyptischen Nationalgetränke und seiner Ausbeutung für den Steuerertrag (*ζυνηρά*) begnügen.

Steigen wir etwas höher, so verdient besondere Aufmerksamkeit eine Bildhauerwerkstatt auf Tafel 5; nicht als ob die griechischen Urkunden uns irgendetwas ähnliches schilderten, wohl aber erwähnen sie häufig genug Statuen ägyptischer Tempel, wie ja auch noch eine ganze Reihe von Originalwerken dieser Zeit erhalten ist, und es hat seinen Wert, die Herstellung dieser monumentalen Plastik vor Augen zu sehen. Oft beschäftigen sich unsere Urkunden mit Tempeln, ihren Besitztümern und ihren gewerblichen Betrieben, vgl. W. Ottos Buch über Priester und Tempel. Wenn wir nun in einer ganzen Reihe von Tafeln ein Tempelschatzhaus oder im einzelnen die Gegenstände des Tempelschatzes dargestellt finden, so dürfen wir uns die Tempelschätze der griechisch-römischen Zeit, deren Aufzählung wir häufig genug in den Tempelinventaren lesen, durchaus nicht ebenso vorstellen; vielmehr weist alles darauf hin, dass die spätgriechische Kunst unter den Schätzen der Tempel griechischer Zeit einen breiten Raum eingenommen hat und Werke rein ägyptischen Charakters zum mindesten nicht die erste Rolle gespielt haben. Aber der Betrieb in den Schatzhäusern wird uns doch in diesen Bildern zum Greifen nahe gerückt.

Blicken wir auf das tägliche Leben im engeren Sinne, die Beschäftigung der Menschen im Hause, bei ihren Vergnügungen, im Essen und Trinken, so bieten uns zwar die Tafeln des genannten Werkes eine Fülle von reizvollem und lehrreichem Anschauungsmaterial, aber gerade hier darf man ungefähr nichts auf die griechisch-römische Zeit übertragen. Schon rein äusserlich unterscheidet sich das Mahl der Griechen von dem der Aegypter in der Haltung und Anordnung der Personen, denn während der alte Aegypter auf dem Stuhle sass, lag der Grieche auf dem Diwan ausgestreckt, und für

die Mischkultur der griechisch-römischen Periode wird beides gelten, je nachdem der Kreis der Gäste mehr der einen oder der anderen Schicht angehörte. Die Gastereien, auf die uns die erhaltenen griechischen Einladungskarten hinweisen, sind jedenfalls ganz anders verlaufen, als die altägyptischen Darstellungen der Gräber es uns vor Augen führen. Was sich aber durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende erhalten hat, das sind die Vergnügungen, die dazu dienten, das Mahl zu würzen, Tänzerinnen und Musikantinnen, wie sie höchst anschaulich in einer ganzen Reihe von Darstellungen vor uns stehen. Auch sie werden wir uns in griechischer Zeit nicht mehr in altägyptischer Kleidung und nicht mehr mit denselben Musikinstrumenten ausgestattet denken, wohl aber dürfte sich von ihrer Tanzweise und auch von der Art der Musik vieles erhalten haben, jener Musik, die auch heute noch in Aegypten so eigentümlich anmutet. Als besonders gute Beispiele nenne ich die Tafeln 10, 39, 43 und 76 und erinnere auf der anderen Seite an ein paar Urkunden aus der griechischen Zeit, die uns die Bestellung von Tänzerinnen, Flötenbläsern u. dergl. zu Festlichkeiten erhalten haben. (Z. B. Wilcken, *Chrestomathie* 495, 497, vgl. auch Wessely, *Studien zur Palaeogr. u. Papyruskunde* XIII p 6). Vielleicht am lebendigsten unter all diesen Grabbildern ist die Scene der Klageweiber auf Tafel 8, die schon um ihrer eigentümlichen künstlerischen Ausgestaltung willen ganz besondere Beachtung verdient, und hier werden wir, ohne einen Fehlgriff zu tun, die Art der Totenklage ohne weiteres auf die griechische Zeit übertragen dürfen, zumal da dieses Bild eigentlich noch in allen seinen Zügen der Gegenwart entspricht und fast zeitlos zu sein scheint. Wir kennen aus den griechischen Urkunden des Serapeums in Memphis die beiden Zwillingspriesterinnen, die zur Totenklage um den gestorbenen Apisstier in die unterirdischen Felsengräber hinabstiegen; wollen wir uns ihre Klage in voller Plastik anschaulich machen, so nehmen wir eben dies Bild zur Hand. Dass manchmal der Zufall einen einzelnen Zug der griechischen Dokumente durch ein Bild beleuchten kann, lehrt Tafel 49 mit der Darstellung eines Brettspiels, haben wir doch in einem griechischen Papyrus (Oxyrh. Pap. III 470) eine Beschreibung eines verwandten Brettspiels erhalten, worüber die kleine Schrift von Pieper „Das Brettspiel der alten Aegypter“ näheres bietet.

Einige Darstellungen befassen sich mit Soldaten, aber hier darf natürlich nichts auf die spätere griechisch-römische Zeit bezogen werden, obgleich wir wissen, dass in den letzten Jahrhunderten v. Chr. die griechischen Könige Aegypten

vielmehr und mehr die einheimische Bevölkerung des Landes zum Kriegsdienst herangezogen haben; mögen auch diese ägyptischen Krieger (μάχηται) in Tracht und Bewaffnung gewiss einige Unterschiede gegenüber den griechischen Söldnern aufgewiesen haben, so glichen sie doch ohne Zweifel in keiner Weise den altägyptischen Soldaten, die wir auf Tafel 94 aufmarschieren sehen. Nur ist auch hier wieder ein einzelner Zug anschaulich und lehrreich, nämlich der Schreiber, der die Soldaten aufnotiert, kennen wir doch gerade aus griechischer Zeit diese Schreiber der Truppen (γραμματεῖς τῶν δυνάμεων) aus mehreren Erwähnungen, und ihre Tätigkeit wird sich ungefähr ebenso abgespielt haben wie auf dem Bilde.

In unseren griechischen Urkunden spielen Haus und Garten eine beträchtliche Rolle, namentlich in allen Verträgen über Kauf, Pacht und Miete, und wir erfahren auch eine nicht geringe Menge von Einzelheiten über Grösse und Anlage der Häuser. Durch genaue und sorgfältige Zusammenstellung alles dessen, was diese Dokumente ergeben, hat Luckhardt in einer tüchtigen Arbeit (*Das Privathaus im ptolem. und römischen Aegypten*. Giessen 1914) uns ein Bild von dem damaligen ägyptischen Hause zu schaffen versucht und gezeigt, dass wir mit ziemlich beträchtlichen Unterschieden zwischen den stattlichen Häusern und Mietkasernen der ägyptischen Grossstädte und dem einfachen Hause des Ackerbürgers und Bauern zu rechnen haben. Diese letzteren scheinen sowohl nach Ausweis der Urkunden als nach dem, was ihre bei Ausgrabungen aufgedeckten Reste ergeben, den bescheidenen Wohnhäusern der heutigen ägyptischen Fellachen in allen wesentlichen Zügen zu gleichen. Ganz anders das altägyptische Haus, wie es uns die Grabbilder unserer Tafeln vor Augen stellen. Freilich haben wir es in diesen Darstellungen wohl niemals mit den Häusern kleiner Leute zu tun, sondern immer mit ausgedehnten Anlagen der Vornehmen und Reichen, und wenn die ehemaligen Bewohner, die in ihren Grabgewölben ihr Haus malen liessen, während ihres irdischen Daseins etwa eine ärmliche Hütte bewohnt haben mochten, so legten sie doch gewiss Wert darauf, in ihrem Grabe den Anschein einer stattlichen Villa zu erwecken. Von diesen Häusern führt — man darf es wohl sagen — kaum eine Brücke hinüber zu den Häusern der griechisch-römischen Zeit, und sollte eine Verbindung bestehen, so ist sie bis auf den heutigen Tag noch nicht gefunden. Ähnlich dürfte es mit den ausserordentlich reizvollen Darstellungen ägyptischer Gartenanlagen sein; ich verweise auf Tafel 3, 66 und 92. Was wir von den

Gärten der griechisch-römischen Zeit wissen, ist herzlich wenig. Die geringen Andeutungen über die Gartenanlagen, verbunden mit Begräbnisplätzen, die wohlhabende Alexandriner sich anlegten (*Κηποταφία*), lassen nur erkennen, dass der Geschäftssinn auch diese sogenannten Gartengräber als Nutzgärten zu verwerten, Obstbäume, Kohl und Gemüse dicht um die Ruhestätte der Ahnen anzupflanzen trieb. Demgegenüber machen die Darstellungen der altägyptischen Gärten auf unsern Tafeln einen ausserordentlich freundlichen und gepflegten Eindruck. In der Mitte befindet sich in der Regel ein Teich, und rings herum sind in mehreren Reihen, vermutlich durch Wege getrennt, Bäume angepflanzt. Auch die öffentlichen Anlagen hellenistischer Städte und die fürstlichen Parks sind zu wenig bekannt, als dass ein Vergleich Wesentliches ergeben könnte. Im Allgemeinen vergleiche man Marie Gotheins Buch über die Geschichte des Gartens.

Was ich hier bei einem flüchtigen Blick aus diesen Tafeln herausgegriffen habe, ist der Menge nach gering und erschöpft keineswegs dasjenige, was sie für die griechisch-römische Zeit ergeben können. Ich wollte nur darauf aufmerksam machen, dass hier eine Quelle der Anschauung vorliegt, die jeder benutzen sollte, der sich die Kulturgeschichte im Bilde deutlich machen will. Wie schon gesagt, können diese Darstellungen in ihrer vortrefflichen Widergabe darüber hinaus uns auch in die Eigentümlichkeiten ägyptischen Stiles einführen, umsomehr, als der Herausgeber in geschickter Weise jeder einzelnen Tafel kleine Bilder hinzugefügt hat, die die einzelnen Züge noch anschaulicher machen, sofern sie etwa in der Tafel nicht ohne weiteres deutlich herauspringen. Dazu kommt ein verständlich geschriebener Text, der so gut wie nichts voraussetzt und denjenigen, der mit diesen Dingen nicht vertraut ist, in gewandter Weise einzuführen versteht. Wir werden also durch die Benutzung dieses Anschauungsmaterials auch da, wo es sich nicht mit den griechisch-römischen Urkunden berührt, doch den Gewinn haben, in das eigentümliche Wesen ägyptischer Kunst und in die Eigenart des ägyptischen Volkes näher einzudringen, ein Gewinn, der für die richtige Auffassung unserer griechischen Urkunden gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Denn, um wieder auf den Ausgangspunkt zurückzukehren, wir dürfen nie vergessen, dass es eben Aegypten und ägyptisches Volk ist, mit dem wir es auch in der griechischen Kulturperiode zu tun haben.

Eine Statue des Monthemhêt

von Walter Wreszinski.

(Mit 3 Tafeln.)

Vor 5 Jahren habe ich in dieser Zeitschrift¹ die Inschriften besprochen, die der Fürst von Theben und 4. Priester des Amon Monthemhêt, in einer Kapelle des Muttempels in Karnak hat einmeisseln lassen. Sie enthielten einen ausführlichen Bericht über die Wiederherstellung der Heiligtümer in Monthemhêts Fürstentum und darüber hinaus Andeutungen über die politischen Ereignisse der Zeit, die die Zerstörung der Tempel und den Raub der wertvollen Inventarstücke zur Folge gehabt hatten. Die wenig befriedigende Erhaltung der zweiten Inschrift liess hier aber vieles im Dunklen, so war es z. B. unmöglich zu sagen, wie weit Monthemhêts Herrschaftsgebiet sich erstreckt hat.

Zur Feststellung dieser Grenzen hatte ich in dem Ueberblick am Schlusse jenes Aufsatzes schon die Inschriften auf der hier veröffentlichten Statue verwertet, ferner ist aus ihnen die Titulatur des Monthemhêt schon von Legrain im *Rec. de Trav.* 35, 212 (Document 38) abgedruckt worden. Da aber die Texte im engsten Zusammenhange mit den Inschriften aus dem Muttempel stehen, ist es nicht unangebracht, sie gerade an dieser Stelle in extenso zu publizieren, für die Erlaubnis dazu sage ich Heinrich Schäfer auch an dieser Stelle herzlichen Dank.

Zuvor verdient aber die Statue als Kunstwerk eine kurze Betrachtung. Sie ist 0,50 m hoch, besteht aus schwarzem Granit und trägt die Inv. No. 17271. Monthemhêt sitzt, in einen langen, enganliegenden Mantel gehüllt, auf einem würfelförmigen Sitz mit niedriger Rückenlehne. Er trägt das Haar in mässig langen Strähnen rund geschnitten, es lässt die Ohren frei. Diese sind wohlgebildet, aber reichlich gross und stehen sehr schräg zum Gesicht. Die Stirn ist gewölbt und zu den Schläfen scharf umgebogen, die Augen stehen gerade, Brauen und Lider sind sorgfältig ausgeführt. Die Nase springt von der Stirn kräftig vor, sie ist gerade, mit einer nur ganz leichten Wölbung gegen die Spitze, die dem Schattenriss etwas Pikantes gibt, die Nasenflügel sind ziemlich breit, eine tiefe Linie trennt sie von den Backen. Der Mund zeigt verhältnismässig schwach aufgeworfene Lippen, die Mundwinkel sind besonders markiert, sodass ein leichtes Lächeln hervorgerufen wird. Der Eindruck der ziemlich kräftigen Backenknochen wird durch die weichen Formen der Wangen ein wenig aufgehoben, sie laufen zu einem gutgeformten Kinn zusammen, dem ein leichtgewellter, naturalistisch ausge-

¹ O. L. Z. 13, 385.

führter Bart entspriesst. Die Hände sind ziemlich form- und leblos, besonders die linke, die flach auf der Brust liegt, die rechte, die das Wischtuch hält, gewinnt hierdurch an Form und Kraft. Die Füße sind sehr gut gearbeitet, Knöchel, Spann und Ferse verraten ein beträchtliches Können, die Zehen entsprechen den anderen Teilen nicht völlig.

Die von dem Mantel bedeckten Körperteile sind unter ihm deutlich erkennbar, die Verhältnisse sind überall vortrefflich, der gesamte Eindruck aber von einer etwas kleinlichen Eleganz, der gegen das einfacher und grosszügiger gebildete Gesicht erheblich absticht.

Der Mantel ist mit einer Borte verziert und wird durch eine Schnur um den Hals festgehalten.

Wenn man das Kunstwerk als Ganzes betrachtet, so kommt sofort die Erinnerung an einen anderen kostbaren Besitz des Berliner Museums auf, an das Sitzbild des Cherti-hotep (Abb. 7) aus dem Mittleren Reich. Bei beiden Statuen ist die gleiche Form der Darstellung gewählt, die Männer sitzen auf denselben Thronen, sie sind gleich gekleidet und bewahren bis ins Einzelne dieselbe Haltung. Sieht man genauer zu, so ergeben sich doch wesentliche Unterschiede, und zwar solche, die, auch wenn jede inschriftliche Datierung fehlen würde, die eine Statue ebenso sicher dem MR. wie die andere der Saitenzeit zuweisen würden.

Das Gesicht des Monthemhêt allerdings ist bis auf den ganz aus dem Rahmen fallenden gekräuselten Bart vollkommen im Stile des MR. wiedergegeben, sogar die betonten Mundwinkel finden sich, wenn auch in schwächerer Form, so z. B. bei den Statuen Sesostri's I aus Lischt. Die Grosszügigkeit der Behandlung, das Nebeneinandersetzen der bestimmenden Flächen hat der Künstler seinen alten Vorbildern sehr gut nachgemacht. Interessant ist, wie er sich bei alledem mit der Aufgabe abgefunden hat, das Portrait des Monthemhêt zu schaffen. Wenn man das offenbar ganz naturalistisch wiedergegebene Gesicht, das allein von der Monthemhêtstatue aus dem Muttempel übriggeblieben ist, (s. Abb. 7) mit dem unserer Statue vergleicht, so findet man jeden Zug wieder, freilich in dem höheren künstlerischen Sinne, der den Stil der älteren Werke des MR. ausmacht.

Deutlicher zeigt sich aber bei der Gewandung, die die auseinander strebenden Formen des Körpers fest zusammenhalten soll, dass der Saiten sich von der natürlichen Entwicklung, die die Plastik von der zweiten Hälfte der 18. Dynastie bis in seine Zeit genommen, nicht zu befreien vermocht hat, von der Kunst, deren reifste Werke in der Holzplastik kleinen und

kleinsten Formats geschaffen sind: unter dem Mantel hebt sich jedes Glied ab, die gewölbte Brust, der etwas weichliche Arm, die Hüften, das männlich schmale Gesäss, die feingeformten Beine. Ueberall ist deutlich die Wiedergabe des Körpers die Hauptsache, der Sinn der künstlerischen Conception des alten Vorbildes, der bündigste Zusammenfassung ist, ist verloren gegangen. Deshalb legt sich auch der Mantel dicht um die Unterschenkel, während er bei der Statue des Cherti-hotep sinngemäss weit absteht.

Vergleicht man überhaupt beide Kunstwerke miteinander, so ist die ältere Statue unzweifelhaft geschlossener und einheitlicher, freilich auch starrer, unbewegter, steinerne. Dieser Eindruck wird durch die Abwesenheit jeder Beschriftung auf der Figur noch verstärkt; man könnte sich heute unmöglich vorstellen, dass auf dem Mantel eine Inschriftzeile Platz finden könnte; auf der Statue des Monthemhêt stören dagegen die Buchstaben garnicht, der Einzelheiten sind da so viele, dass es auf eine mehr nicht ankommt.

Es ist von hohem Interesse, einmal die Statuen des Monthemhêt sämtlich zusammenzustellen und sich an ihnen die verschiedenen Kunstrichtungen klar zu machen, — soweit das nach Photographien möglich ist, — die in der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts in Theben lebendig waren. Natürlich reicht das zu einer Festlegung der thebanischen Kunstrichtungen jener Zeit nicht aus, dazu müsste man die zahlreichen, sicher datierten Monumente, die meist Legrain zutage gefördert hat, auch heranziehen, aber selbst der kleine, hier gewählte Ausschnitt gibt recht hübsche Aufschlüsse. Auf den beifolgenden Tafeln habe ich folgende Statuen des Monthemhêt zusammengestellt:

- 1) Statue Berlin 17271 Abb. 1a-e.
- 2) Statue Kairo 42236 Abb. 3.
- 3) desgl. aus dem Muttempel Abb. 7.
- 4) desgl. 42237 Abb. 9.
- 5) desgl. 42238 Abb. 10.
- 6) desgl. 42241 Abb. 11.

Andere Statuen finden sich noch im Louvre und in Athen, von ihnen waren Photographien nicht aufzutreiben, einige Fragmente habe ich als unwichtig fortgelassen.

Die Berliner Statue ist im Vorangegangenen schon als eine bewusste Anlehnung an die idealisierende Richtung der Kunst des MR. gekennzeichnet worden. Die Analogien zu der Statue des Cherti-hotep (Abb. 2) und in bezug auf das Gesicht zu den Statuen Sesostri's I ist nicht zu verkennen.

Die Statue Abb. 3 lässt sogleich an reife Werke des AR. denken, etwa an die Statuen des Ranofer und des Ti (Abb. 4—6), verleugnet

aber wieder in vielem nicht ihre saitisches Entstehungszeit. Es erübrigt sich, den Vergleich Punkt für Punkt durchzuführen, es sei nur darauf hingewiesen, wie kleinlich die Haartracht des Monthemhêt gegenüber der des Ranofer (Abb. 4), die offenbar das Vorbild dazu war, behandelt ist, wie zierlich die Proportionen der jüngeren Figur sind gegenüber den bäuerischen, starkknochigen Gestalten des AR., wieviel glatter und mannigfaltiger die Körperformen gearbeitet sind, besonders die Glieder. Dabei schliesst sie sich im Ausdruck z. B. der Muskulatur doch völlig an die Vorbilder an, gibt sogar anatomische Feinheiten (z. B. am linken Oberschenkel), die bei jenen fehlen. Der Rückenpfiler hat sich so verschmälert, dass er die ganze Figur zu freistehender Wirkung gelangen lässt, (so gelegentlich schon im MR.) die früher nur dem Haupt vorbehalten war; das AR. hat ihn bewusst als Hintergrund verwendet, von dem die Gestalt sich ablöste. Er wird seiner Bedeutung für die künstlerische Wirkung also entkleidet, dafür bekommt er aber eine andere, indem auf ihn und das Zwischenstück zum linken Bein Inschriften gesetzt werden, die die Aufmerksamkeit der Beschauer auf ihn, aber auch auf jenes Rudiment aus der Zeit technischer Unsicherheit ziehen, das schon der alte Meister gewiss nur als totes Material angesehen hat. So viele Verschiedenheiten sich aber auch im Einzelnen ergeben, die ganze Conception der Statue lehnt sich zweifellos an die oben genannten Vorbilder an. Standbilder von Privatleuten in dieser Haltung und Kleidung gibt es aus dem MR. nicht, und die späteren Zeiten haben Aehnliches nur in bewusster Aufnahme der alten Tradition geschaffen. Das Gesicht des Monthemhêt ist in dem gebundenen Realismus durchaus mit dem des Ranofer (Abb. 5) zu vergleichen, so sehr beide technisch voneinander abstehen.

Der berühmte Kopf des alternden Monthemhêt (Abb. 7) ist dagegen ein in saitischem Sinne durchaus modernes Werk. Es gehört zu den Erzeugnissen der Kunstrichtung, als deren reifste Schöpfung wir den grossen grünen Kopf in Berlin verehren. Freilich ist auch hier das fleissige Studium der älteren Kunst unverkennbar, und Bissing (B.-B. Taf. 62/63) hat Recht, wenn er den Sobkemsauf in Wien (Abb. 8) das Prototyp dieser realistischen Richtung der Saitenzeit nennt. Dennoch steht der Schöpfer dieses Kopfes, — vom Körper ist nichts erhalten, — doch ganz anders auf eigenen Füßen als die beiden Verfertiger der vorherbesprochenen Statuen, in der rücksichtslosen Wiedergabe aller Zufälligkeiten im Gesicht entfernt er sich weit von seinen Vorbildern, denen die Meister des

grossen und auch des kleinen grünen Kopfes in Berlin durch den massvolleren Vortrag viel näher kommen.

Die Statue Abb. 9 vertritt in unserer Reihe die fabrikmässig hergestellten, glatt und individualitätslos gemachten Stücke, deren Tradition uralt ist: Solche Dutzendware ist schon im AR. für die Serdabs derer angefertigt worden, die keinen Portraitkünstler zu bezahlen vermochten. Es wäre demnach ungerecht, an die Statue irgendwelche Ansprüche in Bezug auf Portraitähnlichkeit zu stellen, sie gibt vielmehr einen jugendlich weichlichen Typ, der sich in direkter Linie auf die zweite Hälfte der XVIII Dyn. zurückführen lässt.

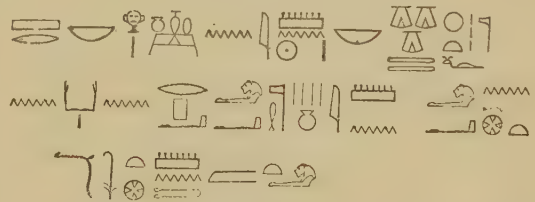
Die Statue Abb. 10 ist nicht wesentlich anders zu bewerten, sie teilt den Vorzug der virtuellen Bearbeitung mit ihr, ist aber gleichfalls Fabrikware. Doch scheint sie, wenn es gestattet ist, nach der Photographie zu urteilen, auf eine Portraitwirkung leicht überarbeitet zu sein, stilistisch sind Gesicht und Gestalt vielleicht nach den Werken des MR. hin orientiert.

Und Abb. 11 schliesslich zeigt ein Doppelbildnis, das durch die Gleichheit der Wiedergabe von Vater und Sohn das Handwerksmässige der Herstellung beweist; die scheinbaren kleinen Differenzen rühren von der Beleuchtung her.

Diese summarische Uebersicht mag hier genügen, an anderer Stelle hoffe ich die Frage in weiterem Rahmen behandeln zu können. —

Die Berliner Statue enthält folgende Inschriften:

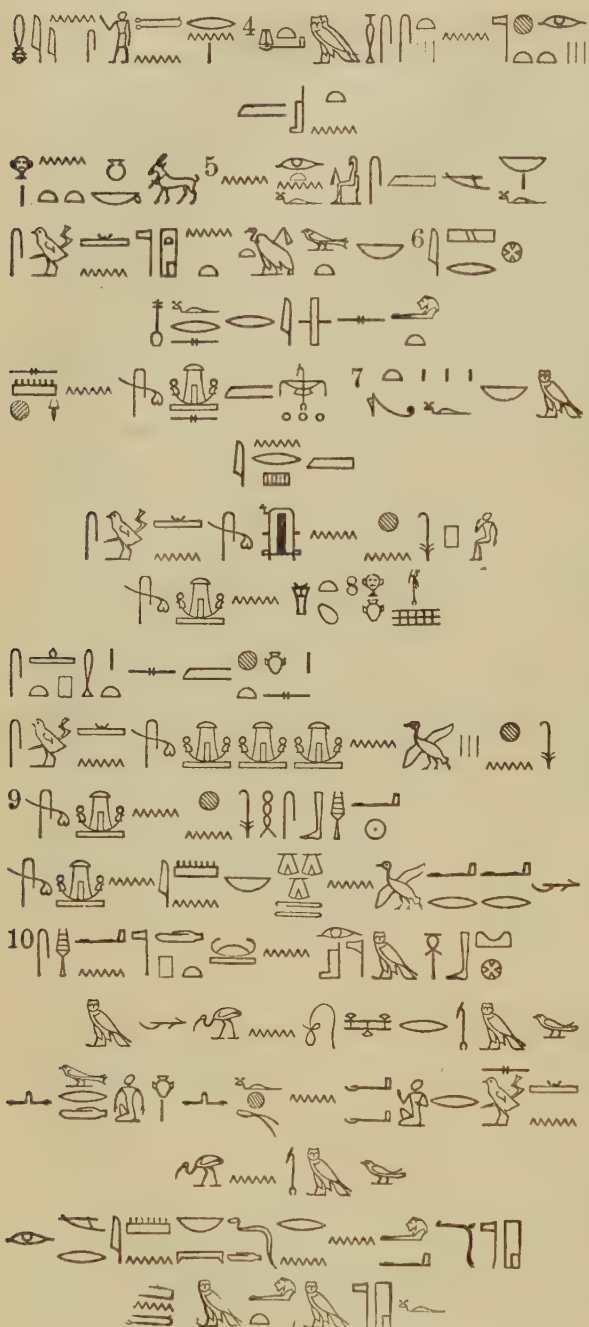
1) Auf dem Mantel: <—



Alles, was auf den Opferaltar des Amonre, Herrn der Throne Aegyptens, und seiner Neunheit kommt, (sei) für den Erbfürsten, Fürsten, 4. Priester des Amon, Fürsten von Theben, Präfecten der Südprovinz Monthemhêt.

2) Auf dem Throne vorn rechts, auf der rechten und der Rückseite:





Der Erbfürst, Fürst, 4. Priester des Amon, Fürst von Theben Monthemhêt, er spricht: Jeder Priester und Gottesvater, die eintreten, um an dieser Stätte [zu beten, o. ä.] euch belohnt der grosse Amon, und er erhält euch in euren Kindern, wenn ihr meinen Namen täglich bei den Gebeten der Opfer nennet, die an dieser Stätte dargebracht werden. Denn ich bin ein Edelmann nach dem, was ich getan habe, ein wahrhaft vornehmer Mann, der von seinem Herrn geliebt wird.

Ich habe den Tempel der grossen Mut von Karnak neugebaut, sodass er schöner ist als der, der vorher dagestanden hat. Ich habe seine heilige Barke aus Elektron gefertigt, all ihre Statuen aus echtem Gestein.

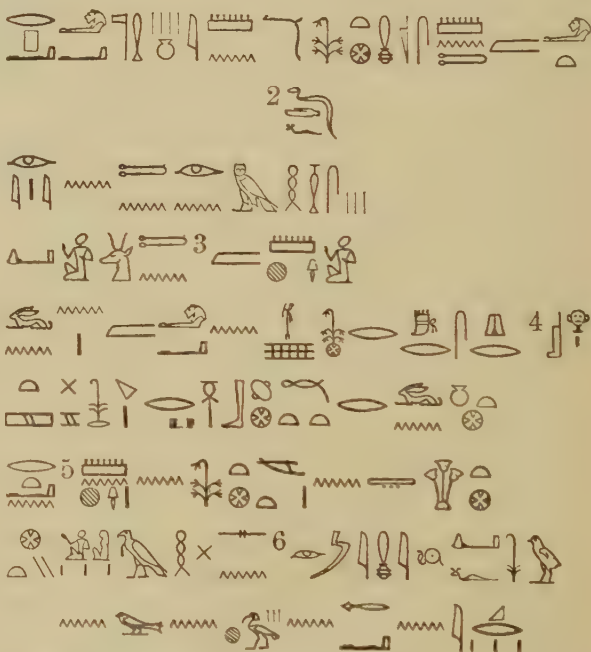
Ich habe die Lade des Chonskindes neu hergestellt und die heilige Barke der Bastet im Gau von Theben, ich erfreute Ihre Majestät mit dem, was sie liebt.

Ich habe die drei Barken der drei Chons wiederhergestellt und die Barke des Chons Zeitrechner und die Barke des Amon von Karnak.

Ich habe das Götterschiff des Osiris in Abydos erbaut, nachdem ich es im Zustande des Verfalls gefunden hatte.

Nicht ermüdete ich, noch liess ich meine Hände ab, ehe ich wiederhergestellt hatte, was ich zerstört fand. Darum soll, wer den Amon, den Herrn des Himmels, liebt, den Namen des Fürsten und Tempelvorstehers Monthemhêt in seinem Heiligtum nennen.

3) Auf dem Thron von links und auf der linken Seite:



Der Erbfürst, Fürst, 4. Priester des Amon, Präfekt des ganzen Südländes Monthemhêt, er spricht:

Was ich für euch getan habe, habe ich als etwas Lobenswertes getan. Ich tue euch meine Tüchtigkeit kund, als ich Fürst der Thebais war und das ganze Südländ unter meiner Herrschaft stand, indem meine südliche Grenze bis Elephantine und die nördliche bis Hermopolis reichte. Ich wandte meine Tüchtigkeit dem

Süden und meine Sorgfalt dem Norden zu, so-
dass die Bewohner meines Landes um meinen
Anblick gefleht haben wie um den des Re,
wenn er sich sehen lässt, ob meiner grossen
Leistungen und meiner hohen Tüchtigkeit.

4) Auf dem Rückenpfeiler:



O du heimischer Gott des Erbfürsten, Fürsten,
4. Priesters des Amon, Fürsten von Theben
und Präfekten des Südländes Monthemhêt, du
bist hinter ihn gestellt, während sein Ka vor
ihm ist. Er ist Inj!

Anmerkungen.

Inschr. 2: Die Schreibung der Wörter ist gesucht archaisch mit sparsamer Anwendung der Determinativa, wie auch in den Inschr. des Muttempels.

 kann ich sonst nicht belegen, es ist wohl ein gewählter Ausdruck für beten.

„Der Grosse“ als Beiwort für den Amon kommt ägyptisch kaum vor, griechisch ist es einmal belegt, cf. Mueller *ΜΕΓΑΣ ΘΕΟΣ* Dissert. Philol. Halens. 21, 3, pag. 355.

Die Renovation des Muttempels ist in dem Text A im Muttempel Z. 10 beschrieben, die Anfertigung der heiligen Barke kann in der Lücke davor vermerkt gewesen sein. Die Determinativa des Wortes sšm Barke sehen in der Inschrift jedesmal verschieden aus, sie stimmen mit der Drucktype nicht ganz überein, ebensowenig das Det. für das Wort dp-t.

Die Lade des Chonskindes ist Inscr. A, Z. 7 genannt, die heilige Barke der Bastet ebendort Z. 17. Der Passus „ich erfreute Ihre Majestät mit dem, was sie liebt“ steht ebenso in Inscr. B, Z. 6, er wird dort dahin erläutert, dass Monthemhet für reichliche Opfer gesorgt hat.

Von den nicht näher bezeichneten drei Formen des Chons sind zwei Inscr. A, Z. 14 aufgeführt, Chons in Theben Neferhotep und Chons ts h'; wer der dritte gewesen ist, lässt sich nicht feststellen, es sind zwar noch drei andere Formen des Gottes genannt, von ihnen aber nur die Wiederherstellung von Statuen berichtet.

Die Barken des Chons Zeitrechner und des Amon von Karnak. sind Inscr. A, Z. 19 aufgeführt, das Epitheton des Amon ist verloren.

 als Beiwort des Amon ist sonst nicht belegt, was hier 'r' bedeutet, bleibt unbekannt.

Die Wiederherstellung der Osirisbarke in Abydos ist auf den Wänden des Muttempels sogar zweimal ausführlich berichtet Inscr. A, Z. 33 und B., Z. 1.

Inschrift 3. Die Grenzen von Monthemhets Fürstentum lagen also bei Elephantine und Hermopolis, d. h. er beherrschte das Niltal in einer Länge von 600 km.

Lies 

 ist eine Ellipse für dj-j-f m33-f.

Inschrift 4. Die s. g. saitische Formel schlage ich vor, so zu verstehen, dass der Dargestellte als Inj bezeichnet wird, den sein Ka und sein Stadtgott schützend in die Mitte nehmen. So etwas muss sich Brugsch auch schon gedacht haben (Wb. Suppl. 87), er bringt den Inj mit dem Osiris zusammen, freilich bleibt er die Begründung dafür schuldig.

Ama. Sal = *umu-uš^v*.

Von Otto Schroeder.

Vereinzelt findet sich in Personennamen der Warkatexte der Seleukidenzeit ein sonst nicht belegbarer Gottesname enthalten, den Clay (Babylonian Records II S. 56^a. 78) mit *dingir Ama. Sal* umschreibt. Mit dem Zeichen *Sal* ist *šal* (Brünnow Nr. 5515) gemeint, das auch *šāl* umschrieben wurde (so Deimel, Pantheon Babylonicum S. 22*); alle bisherigen Lesungen sind ganz willkürlich und aus der Einfügung eines *šal* in das den Rahmen bildende *MAL* gefolgert. *MA šal L* allein oder mit nachgesetztem *Sud* hat gemäss Brünnow Nr. 5518f. und 5522f. die Bedeutungen *rēmu* oder *riminū*. *Ama. MA šal L* ist also = *ummu rim(i)nītu* „erbarmungsreiche Mutter“. In appellativerischer Bedeutung wird der Ausdruck CT XXIII 2, 15 gebraucht:

a-zu kalam-ma dingir Nin-í-si-in-[na-g]é Ama .

MA šal L kalam-ma me-en

„Die Aertzin der Welt, göttliche Herrin von Isin,
die erbarmungsreiche Mutter der Welt bist du!“
^{dingin} *Nin-i-si-m-na* ist nach einem an sie ge-
richteten zweisprachigen Text = ^{iu} *Gu-la*. (s.
Macmillan, BAV S. 644, 1f. Deimel, a. a. O.
Nr. 2582.)

Der Vorgang ist nicht ganz selten, dass ein zunächst als Beiwort einer Gottheit gebräuchlicher Ausdruck sich verselbständigt und neuer Gottesname wird; auf diesem Wege sind viele neue Götter und Göttinnen entstanden.

einer LA., die nirgends belegt ist, zu korrigieren. Vielleicht gehört hierher das rätselhafte **בְּשֵׁךְ יְקוֹשִׁים** (Jer. 5, 26) „die Schlinge der Vogelsteller“, das Jemenitische Targ. **כִּלְכִּישׁ צִידִן**.

Besprechungen.

J. Theodor: Bereschit Rabba mit kritischem Apparat und Kommentar. Lief. I—VIII (S. 1—640). M. 26 — Berlin 1903—1914. Bojanowa (Posen), Rabb. Dr. J. Theodor. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Referent hat vor 13 Jahren an dieser Stelle¹ den Probobogen und Prospekt des vorliegenden Werkes angezeigt. Seitdem sind 8 Lieferungen erschienen, die weit über die Hälfte des Ganzen umfassen. Hoffentlich erscheinen die noch ausstehenden Lieferungen in kürzerer Aufeinanderfolge, so dass die wichtige Edition in nicht zu ferner Zeit zum Abschluss gelangt. Der Herausgeber, der fern von den Zentralen der Wissenschaft seit mehr als einem Menschenalter sich mit der kritischen Erforschung der Midraschliteratur beschäftigt und u. a. auch die einschlägigen Artikel in der Jewish Encyclopedia² bearbeitet hat, bietet in seiner Ausgabe des ältesten und auch inhaltlich wichtigsten palästinensischen Midrasch eine textkritisch wie exegetisch auf der Höhe stehende Leistung. Es ist die erste allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Ausgabe eines grösseren rabbinischen Textes. Das Fehlen solcher Ausgaben erklärt sich aus Gründen, die schon in der oben erwähnten Anzeige genannt sind und noch heute mit unverminderter Kraft fortwirken.

Bei der hohen religionsgeschichtlichen Bedeutung des Bereschit Rabba wäre zu wünschen, dass wir nun bald auch eine zuverlässige Uebersetzung des Werkes erhielten. Denn die 1881 erschienene Uebersetzung von Wünsche ist schon infolge der mangelnden textkritischen Grundlage unbefriedigend ausgefallen. Für wissenschaftliche Zwecke ist natürlich immer ein Zurückgehen auf das Original nötig. Zum ersten Eindringen ist die grosse mehr für den Fachmann bestimmte Ausgabe freilich wenig geeignet. Der Herausgeber würde sich daher ein grosses Verdienst erwerben, wenn er sich entschliesse, auch eine editio minor erscheinen zu lassen, die ausserdem Text nur die wichtigsten Varianten und vielleicht einen kurzen Auszug aus dem hebräischen Commentar in deutscher Uebersetzung enthalten könnte.

Friedrich Baumgärtel: Elohim ausserhalb des Pentateuch. Grundlegung zu einer Untersuchung über die Gottesnamen im Pentateuch. (Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. Herausg. von Rud. Kittel. Heft 19.) VIII, 90 S. gr. 8°. 3 M., geb. 4 M. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1914. Bespr. von Otto Schroeder, Berlin Lichterfelde.

Den Anstoss zu aller Quellenscheidung auf dem Gebiete alttestamentlichen Schrifttums lieferte die Beobachtung des Nebeneinanders der Gottesnamen Jahve und Elohim. Es fehlte bisher unglaublicherweise eine eingehende Untersuchung darüber, wann **אלהים** als Ersatz für **יהוה** steht und wann nicht. Für die Quellenscheidung kommen natürlich keine Stellen in Betracht, in denen **אלהים** in appellativischer Bedeutung steht oder in denen damit andere Götterwesen als Jahve bezeichnet werden. — Das Verdienst, die Untersuchung dieser das Fundament der Quellenscheidung so ausserordentlich berührenden Vorfrage angeregt zu haben, kann die Leipziger Theologen-Fakultät beanspruchen, die für 1911/12 eine zweckdienliche Preisfrage stellte; Preisträger war der Verf. des vorliegenden Buches. Mit Recht sieht er hier zunächst vom Pentateuch ab und berücksichtigt nur die ausserhalb desselben sich findenden Stellen. Ich sage — mit Recht! Deswegen, weil die fortgesetzte, leider viele Jahre hindurch nahezu ausschliessliche Behandlung von Fragen der Pentateuchkritik deren Resultate fast schon sacrosanct gemacht hatte; unter solchen Umständen ist es kaum noch möglich, unbefangen zu urteilen. Erheblich freier ist der Blick, wenn man vom Pentateuch zunächst absieht, wie Verf. es getan. Die Untersuchung wird die Sehkraft schärfen für die Neubearbeitung auch der Pentateuchstellen.

Baumgärtel behandelt in seinem Buche nach einem kurzen Ueberblick über „die neuerdings gegen die bisherige Pentateuchkritik vorgebrachten textkritischen Bedenken“ die Stellen, in denen Elohim aus inneren oder äusseren Gründen als Appellativa zu werten sind, sodann eine Reihe Elohim-haltiger Redewendungen, darauf alle in diesen Abschnitten noch nicht behandelten Stellen. Ausserordentlich nützlich sind die den Beschluss bildenden Listen, deren erste die Art jeder Elohim-Stelle (ob n. propr. oder appel.) erkennen lässt, während eine zweite alle Elohim-Stellen bucht und dabei auf die Setzung des Artikels Rücksicht nimmt. Ein Verzeichnis der ausführlich besprochenen Stellen erleichtert die Benutzung des Buches. Man wird dem Verf. für seine nützliche und gewiss sehr mühevollen Arbeit gern den wohlverdienten Dank zollen.

¹ OLZ 1902, 151 ff.

² VIII 550—569 (Midrash Haggada) 572—580 (Smaller Midrashim) und verschiedene Einzelartikel.

Hans Bauer: Die Tempora im Semitischen, ihre Entstehung und ihre Ausgestaltung in den Einzelsprachen. (Beiträge zur Assyriologie VIII, Heft 1.) 53 S. Lex. 8°. M. 3.50; kart. M. 4.25. Leipzig, J. C. Hinrichs 1910. Bespr. von Arno Poebel.

Die Hauptthesen Bauers über die Entstehung und Ausgestaltung der Tempora im Semitischen sind folgende:

Die Formation *jaqtul* ist älter als die Formation *qatal*. Es muss demnach einmal eine Zeit gegeben haben, als das semitische Verbalssystem nur die Formation *jaqtul* kannte, woraus sich dann wiederum ergibt, dass damals diese Formation nicht ein einziges Tempus, wie beispielsweise im Arabischen das Präsens, oder im Babylonischen das Präteritum, sondern sämtliche Tempora, also Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit ausgedrückt haben, somit also zeitlos gewesen sein muss. In dieses ursprüngliche Einerlei der Verbalformen trat jedoch im Laufe der Zeit ein Moment der Entwicklung dadurch ein, dass die Sprache die Nominalformen *qatal*, *qatil* und *qatul* zur Bildung verbaler Ausdrücke zu benutzen begann; zunächst wurden auch diese neuen Ausdrucksweisen zeitlos gebraucht, genau wie *jaqtul*; allmählich aber verband sich mit ihnen ein bestimmter Tempusbegriff, und zwar im Babylonischen der des Präsens¹, in den übrigen Sprachen der des Präteritums. Die Folge davon war nun, dass die ältere Formation *jaqtul* aus diesen Bedeutungen hinausgedrängt wurde, wodurch sie im Babylonischen auf die Bedeutung des Präteritums, in den übrigen semitischen Sprachen auf die des Präsens-Futurs eingeschränkt wurde. All die Fälle dagegen, wo *jaqtul* und *qatal* in einer abweichenden Bedeutung vorkommen, wie beispielsweise im Hebräischen *jaqtul* in *uajiqtol* als Präteritum und *qatal* in *weqatal* als Futurum, stellen nach Bauer eine archaische Gebrauchsweise vor, d. h. einen Rest des Gebrauches von *jaqtul* und *qatal* aus der Zeit, da sie noch alle Tempora, *jaqtul* also auch das Präteritum, *qatal* das Futurum bezeichnen konnten.

Diese höchst einfache, ja man kann sagen primitive Konstruktion, in die sich tatsächlich jede Erscheinung der semitischen Tempuslehre einfügt und mathematisch genau einfügen muss, sucht Bauer nun nicht gerade strikt zu beweisen; in der Hauptsache begnügt er sich damit, die einzelnen Erscheinungen als Ausdrucksweisen des neuen Stils oder als Archaismen anzusprechen, höchstens dass er in der Verknüpfung der Verbalform mit anderen sprachlichen Elementen die rein mechanische Ursache für das Beharren bei der vermeintlichen älteren

Ausdrucksweise findet. Hierin liegt eine grosse Schwäche der Bauerschen Konstruktionen. So beruht z. B., wie er selbst ausdrücklich hervorhebt, sein Erklärungsversuch auf der Annahme der Priorität der Form *jaqtul* gegenüber der Form *qatal*; es ist jedoch ohne weiteres klar, dass die Priorität von *jaqtul* nicht durch die Tatsache bewiesen wird, dass die pronominalen Elemente dieser Form für uns abgeschliffener und undurchsichtiger erscheinen und vor allen Dingen nicht in dem gleichen Masse mit den Formen des absoluten Pronomens übereinstimmen wie die von *qatal*; denn da bei *jaqtul* die pronominalen Elemente teils vor, teils nach der Basis *qtul* stehen¹, bei *qatal* aber ebenso wie beim absoluten Pronomen sämtlich affigiert werden², so würden auch in dem Falle, dass die pronominalen Elemente in beiden Fällen ursprünglich die gleichen waren, doch bei einer längeren Entwicklung die pronominalen Elemente von *jaqtul* einerseits und die von *qatal* und dem Pronomen *abusolutum* andererseits ihre eigenen Wege gegangen sein. In Wirklichkeit aber ist auch der Unterschied der pronominalen Elemente bei *jaqtul* und *qatal* gar nicht so bedeutend, wenn man die sich aus der verschiedenen Stellung ergebenden Konsequenzen in der gebührenden Weise in Betracht zieht, wovon weiter unten noch die Rede sein wird. Ist aber die Priorität von *jaqtul*, die Bauer selbst den archimedischen Punkt seiner Ausführungen nennt, eine nicht zu erweisende Annahme, so ist auch klar, dass die von Bauer daran geknüpften Folgerungen hinsichtlich der ursprünglichen Zeitlosigkeit des Themas *jaqtul* sowie einer Ausdrucksweise älteren und neueren Stiles in der Luft schweben. Soweit uns der feste Boden semitischen Sprachmaterials trägt, treffen wir überall, auch schon in den ältesten Zeiten, die prä- und postformative Konjugationsart *jaqtul* und die rein postformative Konjugationsart *qatal* nebeneinander bestehend an, und zwar wie wir gleich sehen werden, mit scharf umrissenen und durch alle semitischen Sprachen durchgehenden Grundbedeutungen.

Schon an sich betrachtet ist die Bauersche Vorstellung von dem zeitlosen Verbum anfechtbar; denn was Bauer damit bezeichnet, ist doch bei Lichte besehen nichts als ein richtiges Präsens. Wenn bei uns der einfache Mann vom Lande erzählt: „Gestern, da geh' ich in die Stadt und da seh' ich den und den“, usw., so ist doch ohne allen Zweifel das Präsens „ich gehe“ nicht gebraucht, weil es zeitlos ist oder einmal zeitlos war oder auch nur zeitlos

¹ Bauer denkt an die Form *ikašad*, die er mit der Form *qatal* gleichsetzt.

¹ Vgl. *ta-qtul-i*.

² Vgl. *qatal-t-i* und *'an-t-i*.

vorgestellt ist, sondern lediglich deswegen, weil der Erzähler das Bestreben hat, das Vergangene möglichst plastisch als Gegenwärtiges darzustellen und sich im Affekt selbst so in die Vergangenheit versetzt, dass sie ihm als gegenwärtig erscheint. So ist natürlich auch bei unbefangener Betrachtung *jaqtul* in *uajjiqtöl* als ein ursprünglich in affektvoller Erzählung anstelle eines Präteritums gebrauchtes Präsens zu erklären. Darauf, dass in *uajjiqtöl*, ursprünglich wenigstens, Erzählung im Affekt vorliegt, weist ja auch die Verdoppelung des dem *u* folgenden Konsonanten hin; denn *uajjiqtöl* geht ohne Zweifel auf ein *uajjiqtöl* zurück mit der betuernden Partikel *la* „wahrhaftig“, die hier nach *u*, genau wie im Arabischen nach *u* und *fa*, infolge Synkope zu *l* geworden ist, welch letzteres dem folgenden Konsonanten assimiliert wird genau wie das *l* des hebräischen Artikels *hal* (= arabisch 'al) und das *l* von *laqah* in *liqqaḥ* (= *ilqah*).

In der gleichen Weise wie die Präteritalbedeutung von *jaqtul* in *uajjiqtöl* ist auch die im Babylonischen zu beobachtende allgemeine Präteritalbedeutung von *jaqtul* zu erklären, nämlich als ein ursprüngliches Praesens historicum. Dass *jaqtul* auch im Babylonischen einmal Präsens war, ergibt sich ja zur Genüge daraus, dass nach der Partikel *li*, welche die Absicht, also etwas Zukünftiges bezeichnet, auch im Babylonischen das Thema *jaqtul* und nicht das spätere Präsens *ikašad* gebraucht wird.

Direkt unstatthaft dagegen ist es, wenn Bauer auf S. 25 f. und S. 39 dem Thema *jaqtul* im Arabischen und Hebräischen ohne weitere Einschränkung die „Zeitsphäre eines Partizipium praesentis“, welches nicht nur gegenwärtige, sondern auch zukünftige und vergangene Handlungen bezeichnen könne, zuschreibt und hieraus einen Beweis oder wenigstens eine Parallele für die ursprüngliche Allzeitigkeit resp. Zeitlosigkeit von *jaqtul* zu gewinnen sucht. Bauer lässt hierbei völlig unbeachtet, dass ein Partizipium nie selbständig eine aktuelle Zeit ausdrückt, sondern stets seine eigene Zeit an der des übergeordneten Verbalbegriffes orientiert; und zwar ist es die Funktion des Partizipium praesentis, die Gleichzeitigkeit der von ihm bezeichneten Handlung mit der übergeordneten Handlung auszudrücken, eine Funktion, die sich logisch aus dem Begriff der Gegenwart entwickelt resp. abgezweigt hat. Denn wenn der Sprecher sich in die Zeit einer Handlung versetzt, so sind die mit der letzteren gleichzeitigen Handlungen für ihn gegenwärtig, mag nun die Handlung, in deren Zeit sich der Sprecher versetzt hat, in der Gegenwart, Zukunft, Vergangenheit, Vorvergangenheit oder Vergangen-

heit in der Zukunft liegen; man beachte, dass dieser Zusammenhang zwischen der Idee der Gleichzeitigkeit und der der Gegenwart von vielen Sprachen selbst deutlich dadurch zum Ausdruck gebracht wird, dass das die Gleichzeitigkeit ausdrückende Verbalnomen vom präsensischen Stamm gebildet wird; so z. B. im Griechischen das Partizipium der Gleichzeitigkeit *λείπων* vom Präsens *λείπω*, während *λείπων* vom Futurum *λείψω* entsprechenderweise ein Nachgeschehen, also etwas Zukünftiges vom Standpunkt des übergeordneten Verbums, *λιπών* und *λελοιπώς* vom Aorist *έλιπον* und Perfektum *έλειπον* ein Vorgeschehen, also etwas Vergangenes vom Standpunkt des übergeordneten Verbums bezeichnen. Die Zeitsphäre eines Partizipiums praesentis erstreckt sich demnach durchaus nicht auf die Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit, sondern lediglich auf die Gegenwart, so dass auch aus dem partizipialen Gebrauch von *jaqtul*, d. h. in Ausdrücken, wo *jaqtul* in indogermanischen Sprachen mit dem Partizipium praesentis wiedergegeben werden kann oder muss, sich kein Indizium für ursprüngliche Zeitlosigkeit von *jaqtul*, sondern im Gegenteil wiederum für präsensische Bedeutung ergibt; denn auch *jaqtul* gibt hier überhaupt keine Zeit an sich, sondern die Idee der Gleichzeitigkeit wieder, die sich in den semitischen Sprachen genau wie in den indogermanischen sekundär von dem Begriff der Gegenwart abgezweigt hat.

In gewissem Sinne fällt auch das Präsens nach sogenanntem *Waw consecutivum* im Hebräischen sowie jedes Praesens historicum unter den hier behandelten Gesichtspunkt. Denn wenn wir von dem formelhaften, als Ellypse zu betrachtenden *uajjehî* absehen, wird *uajjiqtöl* nur in Anlehnung an ein richtiges Perfektum gebraucht, durch welches der Zeitpunkt, an dem das Präsens *uajjiqtöl* normiert wird, als der Vergangenheit angehörig bestimmt wird; auch hier bezeichnet also das Präsens in gewisser Hinsicht nicht eine Zeit an sich, sondern die Idee des gleichzeitigen Geschehens. Nur kurz erwähnt sei noch, dass auch die Idee der Dauer, wie sie *jaqtul* bezeichnen kann, auf die Grundidee der Gegenwart zurückgeht, und dass der konjunktivische Gebrauch von *jaqtul* in demselben Verhältnis zum Futurum *jaqtul* steht wie der des Partizipiums *λείπων* im Griechischen zu dem Futurum *λείψω*.

Etwas näher dagegen muss hier auf die Bedeutung von *jaqtul* in *lam jaqtul*, welches als Negation zu dem Perfektum *qatala* „er hat getötet“ gebraucht wird, eingegangen werden. Bauer schliesst hieraus wiederum auf eine ursprünglich zeitlose Bedeutung von *jaqtul*, übersieht aber dabei vollständig, dass *lam* keine

einfache Negation „nicht“ ist, sondern ursprünglich, und so tatsächlich auch noch im klassischen Arabisch, „noch nicht“, „bevor“ bedeutet, etymologisch also dem babylonischen *lām* „vor“, „bevor“, und seiner Bedeutung nach auch dem hebräischen *לֹא* „noch nicht“, „bevor“ entspricht. Während die einfache Negation „nicht“ selbstverständlich das Perfektum nach sich fordert, wird *לֹא* „noch nicht“, „bevor“, genau wie *לֹא* im Hebräischen, mit dem Präsens (resp. Futur) verbunden, weil der Sprecher sich das Ereignis, vor dessen Eintritt die Handlung liegt, in deren Zeit er sich beim Sprechen versetzt, als etwas Zukünftiges denkt. Die hier vorliegende Anwendung von *jaqtul* ist also unter der konjunktivischen Bedeutung von *jaqtul* zu registrieren und der selbständige Gebrauch von *lām jaqtul* als eine Ellipse zu betrachten. Auch hier lässt sich somit nicht ein Beweis für die ursprünglich zeitlose, sondern vielmehr präsentische Bedeutung von *jaqtul* gewinnen.

Wenn Bauer sodann auch das Thema *qatal* ursprünglich der Zeitsphäre eines Partizipium praesentis entsprechen lässt, so muss zunächst auch hier wieder der Vorwurf einer Vermengung von selbständiger und partizipialer Funktion erhoben werden und die gänzliche Unzulässigkeit der Folgerung ursprünglicher Zeitlosigkeit von *qatal* aus dieser schiefen Gleichsetzung betont werden. Halten wir uns von dem schwankenden Boden allgemeiner Deduktionen fern und beschränken uns vollständig auf das Material, welches tatsächlich in den semitischen Sprachen vorliegt, so liegt es klar auf der Hand, dass das Thema *qatal*, wo immer es selbständig auftritt, in seiner Grundbedeutung ein früheres Geschehen vom Standpunkt der Gegenwart aus betrachtet bezeichnet. Das heisst, genau wie das Thema *jaqtul* hat auch das Thema *qatal* zunächst den Zeitpunkt der Gegenwart im Auge, aber im Unterschiede von *jaqtul*, welches mit der Gegenwart gleichzeitige Geschehnisse bezeichnet, bezeichnet *qatal* solche Geschehnisse, die vor der Gegenwart liegen. Bezeichnet demnach *jaqtul* die reine Gegenwart, so *qatal* die Vergangenheit mit straffer Beziehung auf die Gegenwart. Psychologisch ist die Tatsache, dass auch das zweite der beiden Haupttempora, auf deren Gebrauch im allgemeinen die Volkssprache sich einzuschränken sucht, auf die Gegenwart bezogen ist, leicht verständlich, denn dem Sprecher liegt selbstverständlich die Gegenwart am nächsten und er wird am natürlichsten seinen Standpunkt zunächst in der Gegenwart nehmen, um von da aus die vergangenen Ereignisse anzuschauen. So sind ja auch im Deutschen in der Sprache

des gemeinen Mannes im grossen und ganzen nur Präsens (ich tue) und Perfektum (ich habe getan) im Gebrauch, d. h. die beiden Tempora, die ihrer Grundbedeutung nach die Gegenwart und die Vergangenheit als auf die Gegenwart bezogen bezeichnen; hinsichtlich der doppelzeitigen Vorstellung in „ich habe getan“ beachte man, dass „ich habe“ Präsens ist, während das Moment der Vergangenheit durch das Partizipium perfecti „getan“ ausgedrückt wird.

Im partizipialen Gebrauch, d. h., wenn der in *qatal* liegende Zeitpunkt der Gegenwart an einem anderen Zeitpunkte orientiert wird, muss *qatal* natürlich die Idee der Vorzeitigkeit ausdrücken im Gegensatz zu *jaqtul*, welches die Gleichzeitigkeit ausdrückt. Am stärksten kommt diese Bedeutung wohl zum Ausdruck in Wendungen wie *kāna qāla* er hatte gesagt, wo die in *qāla* liegende Gegenwart an der in *kāna* liegenden Vergangenheit orientiert und somit die durch *qāla* ausgedrückte Vergangenheit zur Vorvergangenheit geworden ist.

(Fortsetzung folgt.)

† **Konrad Hoffmann:** Die theophoren Personennamen des älteren Aegyptens (Untersuchungen zur Gesch. u. Altertumskunde Aegyptens VII. Bd. 1. Heft) III u. 78 autogr. S. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1915. M. 12.50. Besprochen von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Es ist die erste Arbeit eines der sympathischsten und meistversprechenden jüngeren Ägyptologen, die ich hier anzudeuten habe, und leider auch seine letzte: im Begriff, das fertig ausgearbeitete erste Kapitel seiner grossen Arbeit über die Namen des älteren Aegyptens zu autographieren, ist Hoffmann bei Ausbruch des Krieges freiwillig zu den Fahnen geeilt und bei Dixmuiden tödlich getroffen worden. Möller hat aus Pietät gegen den jüngeren Fachgenossen die Autographierung des 1. Kapitels, des einzigen fertig ausgearbeiteten, beendet, und Erman hat in einem Geleitwort die frische, kluge Art des verbliebenen Schülers und Mitarbeiters geschildert und die Bedeutsamkeit der vorliegenden Arbeit gewürdigt.

Hoffmann hat seine Aufgabe anders angepackt als Levy (Ueber die theophoren Personennamen der alt. Aeg. z. Z. des Neuen Reiches. Berl. Diss. 1905). War es diesem in erster Linie darauf angekommen, die Götter zu ermitteln, die in Eigennamen erscheinen, und dann die formale Bildung der Namen zu studieren, die Nisbirung, Zusammensetzung und Verkürzung, wobei die Elemente der Zusammensetzung nur eine sekundäre Rolle spielten, so geht Hoffmann gerade von diesem letzten Gesichtspunkt aus und gibt eine Liste der Namen nach ihrer inhaltlichen Bedeutung. Er stellt die Namen

zusammen, in denen von den Göttern oder ihren Ka oder Ba irgend eine Eigenschaft ausgesagt wird, dann die, welche die Anwesenheit der Götter bei irgendwelchen Festen, an ihrem Kultort oder irgendwo sonst angeben, ferner die, die Beziehungen zwischen der Gottheit und dem Menschen betonen. Letztere sind natürlich die bei weitem zahlreichsten und variabelsten, denn die Nennung eines Kindes nach einer Gottheit involviert eo ipso die Anhängerschaft der Eltern an sie.

Weiter gibt Hoffmann noch die Götternamen, die scheinbar unverändert als Personennamen verwendet werden; er macht dazu die richtige Bemerkung, dass das dem religiösen Gefühl der Ägypter sicher nicht entsprochen habe, und dass man diese Namen wohl als Abkürzungen anzusprechen hat. Schliesslich folgen die durch Nisbirung weitergebildeten und dann die merkwürdigen Namen, die scheinbar aus zwei aneinandergesetzten Götternamen bestehen, und allerlei zweifelhafte, schwer erklärliche, aber desto interessantere Bildungen.

Eine Liste aller vorkommenden Götter mit Gegenüberstellung der beiden Perioden des alten und des mittleren Reiches beschliesst dieses erste Kapitel des geplanten Werkes, dessen Unvollständigkeit um so beklagenswerter erscheint, je mehr das vorgebrachte Material unsere Bewunderung erregt.

Die sprachlichen, sowie die religions- und kulturgeschichtlichen Schlüsse aus dem gebotenen Stoffe vorzulegen, ist Hoffmann nicht vergönnt gewesen. Hoffentlich findet sich in nicht zu langer Zeit jemand, der dieses interessante Kapitel unserer Wissenschaft in so breiter Anlage weiter bearbeitet, wie es Hoffmann nach der vorliegenden Probe beabsichtigt hat.

Aus gelehrten Gesellschaften.

In der Vorderasiatischen Gesellschaft zu Berlin sprach am 24. November Prof. Dr. Friedrich Hrozný über die Entzifferung der hethitischen Sprache.

In der Oktobersitzung der Religionswissenschaftlichen Vereinigung zu Berlin sprach Prof. Dr. Eduard Hahn über das Rind in Religion und Mythos der alten Kulturvölker (s. Deutsche Lit. Ztg. No. 49); in der Dezembersitzung Prof. Dr. Troeltsch über die israelitische Prophetie.

Zeitschriftenschau.

* = Besprechung; der Besprecher steht in ().

Amtl. Ber. a. d. Kgl. Kunsts. d. Berl. Museen. 1915:
Januar. Weber, Ein Steinbild mit dem Namen des Königs Lugal-kisal-si von Erech und Ur.
Februar. Schubart, Ägyptische Urkundenschreiber in der Ptolemäerzeit.
März. Weber, Ein altbabylonisches Steinrelief (der Göttin Nisaba).
Juni. Weber, Altbabylonische Plastik.

Juli. Schubart, Papyrussammlung. 1. Ein Privatbrief.
2. Ein christlicher Brief.

Anthropos. 1914:

IX B. H. 5, 6. Emil Fischer, Wer waren die minoischen Kreter? — W. Gaerte, Kosmische Vorstellungen im Bilde prähistorischer Zeit: Erdberg, Himmelsberg, Erdnabel und Weltenströme. — *Analecta et Additamenta*: Zu Martin Meinshausens Arbeit über Sonnen- und Mondfinsternisse in der Dresdener Maya-Handschrift, Zeitschr. f. Ethnol. 1913 S. 221ff. bemerkt D. Kreichgauer, dass er eine Tafel gefunden habe, die bestimmt war, die Sonnenfinsternisse voraus zu berechnen; ihre Grundlage entspreche ganz dem Saros der alten Babylonier, beide seien aber völlig unabhängig voneinander. — W. Schmidt berichtet über megalithische Denkmäler in Westjordanland nach den Arbeiten A. Kohn, Die prähistorischen Perioden in Palästina und E. Mader, Megalithische Denkmäler im Westjordanland. — *Chr. Blinkenberg, the thunderwapon in religion and folklore (W. Koppers).

Archiv für Schriftkunde. 1914:

I. 1. Reinhold Frhr. v. Lichtenberg, Ursprung und Alter der Buchstabenschrift (Hypothesen ohne feste Unterlagen). — Fritz Hommel, Die Anordnung unseres Alphabets (im Nachtrag Abweisung des Lichtenbergschen Versuchs).

Berliner Philologische Wochenschrift 1915:

41. *Leopold Treitel, Philonische Studien (J. W. Rothstein). — *Paulys Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaften. 2. Reihe 1. Halbb. (Johanne Tolkieln).

42. *Weigand Naumann, Untersuchungen über den apokryphen Jeremiasbrief (F. Dahse).

44. *Josef Kohler und Leopold Wenger, Orientalisches Recht und Recht der Griechen und Römer (W. Soltan).

— *Franz Paulus, Prosopographie der Beamten des Arsinoites Nomos in der Zeit von Augustus bis auf Diocletian (Ernst Majer-Leonhard). — *A. Merlin, Forum et maisons d'Althiburos (Raimund Oehler).

45. *Gian Luigi Bisoffi, Il Contra Symmachum di Aurelio Prudenzo Clemente (Carl Weymann).

46. *J. Bidez, Vie de Porphyre, le philosophe néo-platonicien (Werner Wilh. Jaeger).

Ber. über d. Verhdl. d. K. S. Ges. d. Wiss. 1915:
Phil.-hist. d. Kl. 2. P. V. Neugebauer und E. F. Weidner, Ein astronomischer Beobachtungstext aus dem 37. Jahre Nebukadnezars II.

Classical Philology. 1915:

X 4. *René Dussaud, Les civilisations préhelléniques dans le bassin de la Mer Égée. Deuxième édition (Walter Müller). — W. H. Roseher, Omphalos (Campbell Bonner).

Deutsche Lit.-Ztg. 1915:

41. *Die Schriften des Alten Testaments in Auswahl neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von Hugo Gressmann, Herm. Gunkel, M. Haller, Hans Schmidt, W. Stärk und P. Volz (J. Meinhold). — *M. Friedmann, Sifra, der älteste Midrasch zu Leviticus (Ludwig Blan). — Berichtigung zu Nr. 33, Sp. 1693ff., wonach das dort besprochene Buch „Untersuchungen zur rabbinischen Lehre von den falschen Zeugen“ von Dr. Jakob Horowitz verfasst ist. — *Léon Parmentier, Recherches sur le traité d'Isis et d'Osiris de Plutarque (Konrat Ziegler). — *Coloman de Thaly, lettres de Turquie et notices de César de Saussure (Ludwig Rác).

42. Hugo Gressmann, Altorientalische Symbolik (Bespr. von Hugo Prinz, Altorientalische Symbolik). — *Harold M. Wiener, The pentateuchal text (J. W. Rothstein). — *Sylvius Joseph Mercati, S. Ephraem Syri opera. tom. I fasc. 1 (Hubert Grimm). — *Franz Studnicka, Die griechische Kunst an Kriegergräbern (C. Robert).

43. *E. Montet, De l'état présent et de l'avenir de l'Islam (Martin Hartmann).

Geographische Zeitschrift 1915:

9. F. Frech, Der Kriegsschauplatz der türkisch-persischen Grenze und seine Erdölvorkommen.
 10. *A. v. Berzeviczy, Griechische Reiseskizzen, Sommer 1912 (Gropengiesser). — *G. Sodoffsky, Streifzüge durch die Krim (W. Köppen).

Göttingische gelehrte Anzeigen 1915:

- X. *Franz Studniczka, Das Symposion Ptolemaios II. (Erster Nachweis einer echt basilikalen Anlage in der griechischen Baukunst und damit Ueberführung dieses Baugedankens aus der ägyptischen Kunst in die griechische als wahrscheinlich nachgewiesen) (O. Rubensohn).

Hist.-polit. Blätter f. d. kath. Deutschland 1915:

9. H. Anton Baumstark, Sprache, Nation und Kirche im christlichen Orient.

Literarisches Zentralblatt. 1915.

35. *S. Gopčević, Geschichte von Montenegro und Albanien (H. Philipp). — *K. Roth, Geschichte Albanien (G. Wgd.). — *J. Sundwall, Die einheimischen Namen der Lykier. (A. Deichström).
 36. H. Anneler, Zur Geschichte der Juden von Elephantine. (J. H.)
 37. *John Skinner, the divine names in Genesis; *Harold M. Wiener, the pentateuchal text (Ed. König). — *Thadäus Kowalski, der Diwān des Kais ibn al Ḥaṭīm (Brockelmann).
 39. *I. Guttman, Moses ben Maimon (S. Krauss).
 40. J. Dahse, Die gegenwärtige Krisis in der alttestamentlichen Kritik (J. H.). — *H. L. Strack, Pirgê Aboth, Die Sprüche der Väter 4. Aufl. (Fiebig). — *J. Juster, Les Juifs dans l'empire romain (S. Krauss). — *R. Hartmann, Al-Kuschairis Darstellung des Šifitums (Brockelmann).
 41. *Die Heiligen Schriften des Alten Bundes hgb. v. N. J. Schlögl, III, 1: Die Psalmen (E. König). — *F. Delitzsch, Die Welt des Islam (Brockelmann). — *Micha Josef ben Gorion, Die Sagen der Juden. 2. Bd (F. Strunz).

Neue kirchliche Zeitschrift. 1915:

- XXVI 9. G. Wohlenberg, welches war der Schauplatz der Wirksamkeit Jesu? (gegen Erbt: Jesus, die Entstehung des Christentums dargestellt).
 10. H. Wilhelm Caspari, Jeremia als Redner und als Selbstbeobachter.
 11. H. Wilhelm Caspari, Jeremja als Redner und als Selbstbeobachter (Schluss).
 Literarische Beilage: Die Theologie der Gegenwart V. Fritz Wilke, Alttestamentliche Theologie (hierbei auch philologische Arbeiten berücksichtigt, wie die rein philologische des Herausgebers, Hosea; es ist anzuerkennen, dass Wilke den Standpunkt meiner Methode überhaupt seinen Lesern mitteilt; da er es ausspricht, dass der alttestamentlichen Wissenschaft „diese abseits führende Radikalkritik zur Nachprüfung und zur Selbstbesinnung Anlass geben“ wird, möge ihm der Vorwurf hemmungsloser Kritik nicht angerechnet werden. Wenn W. aber fragt, ob es überhaupt möglich sei „nach der von Peiser befolgten, alle frühere Arbeit und alle grossen Gesichtspunkte ausschaltenden Methode zu irgendwie gesicherten, wissenschaftlichen Ergebnissen zu gelangen“, so möchte ich dagegen kurz betonen, dass die Benutzung eines anerkannt schlecht überlieferten Textes für Herausarbeitung grosser Gesichtspunkte erst nach möglichster kritischer Säuberung des Textes gestattet ist; sonst endet die ehrlichste Arbeit im circulo vitioso. F. E. P.)



Neue Bücher aus dem Verlage der
J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung
 in Leipzig.

Sobien erschienen:

von Harnack, Adolf: Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Dritte neu durchgearbeitete Auflage mit 11 Karten. Zwei Bände. 8°.

M. 15 —; in Leinen geb. M. 18 —;
 in 1 Halbfajianband M. 20 —

1. Band: Die Mission in Wort und Tat. (XIV, 483 S.) — 2. Band: Die Verbreitung (387 S.)

Zu Hugo Wincklers Gedächtnis. Zwei Reden, gehalten in der Vorderasiatischen Gesellschaft von Alfred Jeremias und Otto Weber. Mit einer Porträtzeichnung. **Nebst Winckler-Bibliographie**, zusammengestellt von Otto Schröder. (48 S.) 8°. M. 1.50
(Mitteilungen der VAG, 20. Jahrg. Heft 1.)

Wreszinski, Walter: Atlas zur altägyptischen Kulturgeschichte. Fünfte Lieferung. (20 Tafeln mit Text auf 43 Blatt.) 30,5 × 21,5 cm. In Mappe M. 7.50

In Kürze erscheint:

Jeremias, Alfred: Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients. Handbuch zur biblisch - orientalischen Altertumskunde. Dritte, völlig neubearb. Auflage.

Etwa M. 15 —; gebunden etwa M. 16.50

Söderblom, Nathan: Das Werden des Gottesglaubens. Untersuchungen über die Anfänge der Religion. Deutsche Bearbeitung von Prof. Dr. Rudolf Stäbe. Etwa M. 9 —; gebunden etwa M. 10.50

Unberechnet und portofrei bitten wir zu verlangen:

Probe - Nummern von der **Orientalistischen Literaturzeitung**. Monatsschrift für die Wissenschaft vom vorderen Orient und seine Beziehungen zum Kulturkreise des Mittelmeers. Hrsg. von Professor Dr. F. E. Peiser. 19. Jahrgang 1916.

Jährlich 12 Nrn. Halbjährlich 6 M.

Probe-Nummern von der **Theologischen Literaturzeitung**. Begründet von E. Schürer u. A. Harnack. Fortgeführt v. A. Titius u. H. Schuster. 41. Jahrgang 1916. **Nebst Sachregister zur Abteilung „Neueste Literatur“** der Jahrgänge 1914 und 1915.

Jährlich 26 Nrn. Halbjährlich 10 M.

Das Sachregister wird künftig jedem Jahrgange beigegeben.

Mit einer Beilage von der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.